

Zeitschrift:	Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber:	Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band:	40 (1984)
Artikel:	Katholische Kirche und Judentum zur Zeit des Nationalsozialismus : eine geschichtliche Erfahrung und eine Herausforderung an uns
Autor:	Ehrlich, Ernst Ludwig
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-961115

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KATHOLISCHE KIRCHE UND JUDENTUM ZUR ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS — EINE GESCHICHTLICHE ERFAHRUNG UND EINE HERAUSFORDERUNG AN UNS

von Ernst Ludwig Ehrlich

Dieser Beitrag kann und soll nicht nur eine wissenschaftlich-kritische Aufarbeitung von Quellen sein, sondern ich sehe meine Aufgabe auch darin, aus der Sicht eines Betroffenen und Augenzeugen der Ereignisse, dass heisst konkret der Judendeportationen aus Berlin in den Jahren 1941-1943 zu berichten, was ich erlebt habe, und wie sich dieses Erleben eines Einzelnen in den später veröffentlichten Quellen spiegelt. Dabei möchte ich vermeiden, dass der Eindruck entstünde, diese Ausführungen würden Anklagen enthalten; sie sind der Versuch eines Betroffenen. Mancher wird daher diese Ausführungen als einseitig ansehen. Dieses subjektive Urteil von Menschen aus *andern* Erfahrungsbereichen habe ich zu akzeptieren, da ich mir nicht anmasse, mehr als einen Baustein oder einen Denkanstoß anzubieten.

Der entscheidende Wendepunkt im Schicksal der Berliner Juden war der 27. Februar / 1. März 1943. An diesen Tagen wurden alle Juden direkt aus den Fabriken, wo sie Zwangsarbeit leisteten, in die Deportationszentren gebracht, um von dort aus nach Auschwitz deportiert zu werden. Viele dieser Juden kamen damals in Auschwitz sofort ins Gas; ihr Eintreffen dort wurde gar nicht erst registriert; man findet daher nur die Tatsache ihrer Deportation verzeichnet, nicht aber Hinweise für ihren Aufenthalt in Auschwitz. Über andere dieser Transporte ist man orientiert, dass sie in Auschwitz zur Arbeit kamen. Ich war Augenzeuge dieser Verschleppungen, denn in jenen Tagen, Ende Februar / Anfang März 1943 fuhr die SS — und man nahm dazu auch Waffen SS — mit Lastwagen durch Berlin, um die Juden aufzuladen. Ich entging diesem Schicksal, weil ich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in der Fabrik arbeitete, sondern bereits halbillegal lebte. Am 28.2.1943 verliess ich die Wohnung, es war morgens um 9 Uhr, als ich sah, wie die SS die Juden in ihrer Arbeitskleidung direkt von den Fabriken holte. Wir wohnten zufällig direkt gegenüber einem der Deportationszentren in der Berliner Levetzowstrasse. Es war dies eine Synagoge, die während des Judenpogroms vom November 1938 nicht angezündet, sondern nur innen demoliert worden war, so dass sie

wieder in Stand gesetzt werden konnte. Das Gebäude ist später durch Bomben im Krieg zerstört worden, wurde nach dem Kriege abgerissen, heute befindet sich dort ein Kinderspielplatz. Am Katholikentag in Berlin hatten wir von dort aus einen der Bussgänge begonnen.

Dieses von mir eben berichtete Geschehen spiegelt sich in den Dokumenten wie folgt: Brief des Berliner Bischofs Konrad von Preysing an Papst Pius XII am 6. März 1943: «Wohl noch bitterer trifft uns hier in Berlin die neue Welle von Judendeportationen, die gerade die Tage vor dem 1. März 1943 eingeleitet worden sind. Es handelt sich um viele Tausende, ihr wahrscheinliches Geschick haben Eure Heiligkeit in der Radiobotschaft von Weihnachten angedeutet. Unter den Deportierten sind auch viele Katholiken. Wäre es nicht möglich, dass Eure Heiligkeit noch einmal versuchten, für die vielen Unglücklichen — Unschuldigen einzutreten? Es ist dies die letzte Hoffnung so vieler und die innige Bitte aller Gutdenkenden».

Der Wortlaut der Radiobotschaft am Heiligen Abend 1942 von Pius XII, auf den sich Bischof von Preysing bezieht, lautet u.a.: «Ein grosser Teil der Menschheit, und wir stehen nicht an zu sagen, auch nicht wenige von denen, die sich Christen nennen, tragen ihren Teil der Gesamtverantwortung für die Fehlentwicklung, für die Schäden und für den Mangel an sittlichem Hochstand der heutigen Gesellschaft... Was in Friedenszeiten unter der Oberfläche blieb, das drängte nach Kriegsausbruch an den Tag mit einer traurigen Reihe von Taten, die menschlichem und christlichem Geist Hohn sprechen ...». Der Papst spricht davon, dass alle Gutgesinnten sich zu einem Gelöbnis zusammenfinden müssten, um die menschliche Gemeinschaft zum göttlichen Gesetz zurückzuführen. In diesem Zusammenhang heisst es wörtlich: «Dieses Gelöbnis schuldet die Menschheit den Hunderttausenden, die persönlich schuldlos, bisweilen nur um ihrer Volkszugehörigkeit oder Abstammung willen, dem Tode geweiht oder einer fortschreitenden Vereindung preisgegeben sind».

Wenn hier auch die Juden nicht expressis verbis erwähnt sind, so hat zweifellos zumindest der Berliner Bischof *diese* Verfolgten in der Weihnachtsbotschaft des Papstes wiedererkannt, und war keineswegs im Zweifel, dass der Papst — so wie der Berliner Bischof auch — um das Schicksal der deportierten Juden weiss, also Kenntnis darüber hat, dass sie umgebracht werden. Aus den inzwischen veröffentlichten Bänden des Vatikans geht hervor, dass in Rom die Tatsache der planmässigen Judenausrottung bekannt war. Der vatikanische Geschäftsträger in Pressburg, Burzio, teilt am 9.3.1942 mit, dass die nach Polen Deportierten «dem sicheren Tod» entgegengehen (Nr. 298). Am 17.7.1942 meldet der apostolische Visitator aus Zagreb ähnliches (Nr. 431), und am 3. Oktober 1942 teilt die polnische Botschaft beim Va-

tikan mit, überall in Polen, in Wilna, Warschau, Lublin würden die Juden in Lager gebracht, um dort ermordet zu werden (Nr. 497).

Wenn wir diesen Problemkreis heute betrachten, so können wir Urteile nicht allein mit unserem heutigen Wissen fällen, sondern müssen uns bemühen, uns in die damalige Zeit und Situation zurückzutasten. Dafür haben sich 3 Fragen als hilfreich erwiesen, die sich in einem Buch von Helmut Gollwitzer finden ... «und führen, wohin du nicht willst». Diese 3 Fragen lauten:

1. Wir haben davon nichts gewusst! — Aber warum haben wir nichts davon gewusst? — Haben wir nichts wissen können oder nichts wissen wollen?
2. Wir haben es nicht gewollt! — Haben wir es damals alle wirklich von ganzem Herzen nicht gewollt, oder wollen wir es nur heute nicht mehr?
3. Wir konnten nichts dagegen tun! — Haben wir alles getan, was wir dagegen tun können? Haben wir alles an Hilfe für die Verfolgten getan, was wir konnten?

Gegen Ende erzähle ich eine Szene in einem Urlauberzug 1942, in dem einer von den Judenerschiessungen berichtete und in unser bedrücktes Schweigen hinein sagte: «Wenn es einen Gott gibt, muss sich das ja rächen. Es gibt einen Gott, und es hat sich gerächt ...». Ende des Zitats.

Wir haben davon nichts gewusst: Was haben wir wissen können? Ich habe in Berlin gelebt, ich sah mit eigenen Augen am 9. November 1938 die brennenden Synagogen, den Raub jüdischer Geschäfte, nicht nur durch primitive SA-Männer, sondern auch durch gut-bürgerliche Leute, wobei andere Deutsche mehr oder weniger deutlich im Omnibus oder in der Strassenbahn ihren Abscheu darüber aussprachen. Von den Kirchen hat man damals wenig gehört. Irgendein Protest von Bischöfen oder der deutschen Bischofskonferenz angesichts der Verbrennung von Gotteshäusern hat nicht stattgefunden. Wir wissen nur vom Dompropst Bernhard Lichtenberg, der zum Märtyrer wurde. Er sprach am 8. November 1938 sein berühmt gewordenes Nachtgebet: «Lasst uns beten für die verfolgten nichtarischen Christen und für die Juden. Was gestern war, wissen wir, was morgen ist, wissen wir nicht, aber was heute geschehen ist, haben wir erlebt: draussen brennt der Tempel — das ist auch ein Gotteshaus». Und in einer andern Predigt sagte er über die Juden: «Und sie werden mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen, und wem das nicht passt, mag draussen bleiben». Prälat Lichtenberg leitete das Referat des bischöflichen Hilfswerkes für nichtarische Christen. Auf diese Weise verband er sich mit dem Schicksal der Juden. Es ist bezeichnend, dass ein Mann wie Lichtenberg ein Gefühl für die Juden besass, weil er mit ihnen zu tun hatte, sich für ihr Schicksal interessierte, sich nicht abwandte oder die

Augen verschloss. Jeden Abend wiederholte er sein Gebet für die Juden; seine Worte waren in den Ohren der Mitbetenden und in denen, die vorgaben, nichts gewusst zu haben. Öffentlich machte Lichtenberg auf sich aufmerksam, als er am 28. August 1941 einen schriftlichen Protest an den Reichsärztekreisführer Conti wegen der Ermordung der Geisteskranken richtete. Am 23. Oktober 1941 wurde er von zwei BDM-Studentinnen wegen seines täglichen Abendgebets für Verfolgte und Juden denunziert, er war damals 66jährig. Durch eine Gesinnungsänderung hätte er vom Gefängnis in ein Krankenhaus verlegt werden können, aber er weigerte sich. In den Verhören teilte er mit, er wolle das Los der nach dem Osten deportierten Juden teilen, um dort für sie zu beten. Lichtenberg wurde zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Er überlebte als totkranke Mensch diese Haft, wurde aber am Tage seiner sogenannten Entlassung von der Gestapo abgeholt, um in das KZ Dachau verschleppt zu werden. Am 5. November 1943 ist er auf dem Transport dorthin gestorben, nachdem man ihn vorher im Arbeitslager Wuhlheide gequält hatte.

Manchmal frage ich mich, warum Katholiken eigentlich relativ wenig über diesen Dompropst Lichtenberg sprechen, sehr viele gar nicht von ihm wissen. Ich erkläre es mir u.a. so, dass man an seinem Beispiel aufzeigen könnte, was andere Amtsbrüder auch hätten tun können und eben nicht getan haben. Bernhard Lichtenberg ist das Beispiel dafür, dass es damals Christen gab, gerade auch Katholiken, die nicht fortgeschaut haben, und die nicht meinten, es ginge sie eigentlich gar nichts an. In diesem Zusammenhang müssen wir natürlich auch Gertrud Luckner erwähnen, über die ihre Kollegin Dr. Margarete Sommer im Jahre 1960 u.a. das Folgende schrieb: «Unangemeldet, unerwartet standen Sie plötzlich vor mir im Berliner Ordinariat. Entweder teilten Sie uns eiligst in Vorbereitung befindliche aber von den NS-stellen noch streng geheimgehaltene neue Pläne von Verfolgungsmassnahmen mit ... in der ja nicht unberechtigten Hoffnung, dass unser Berliner Bischof, Graf von Preysing, durch sein ... unerschrockenes Vorgehen bei Berliner Regierungsstellen vielleicht doch noch drohendes Unheil verhüten könne (ich erinnere an die beabsichtigte Zwangsscheidung der rassischen Mischehen), oder Sie hatten dringliche Bitten für in Berlin verborgen lebende geflohene Verfolgte; oder Sie suchten in gemeinsamer Überlegung mit uns nach immer neuen Wegen der Hilfe für diese armen gehetzten Menschen, besonders für die Juden. So aber arbeiteten Sie nicht nur mit unserem Berliner Hilfswerk zusammen, sondern eilten von Bistum zu Bistum, von Bischof zu Bischof...».

Anderseits weiss ich von einem bedeutenden katholischen Religionsphilosophen, der von zwei Freunden gebeten wurde, angesichts des Novemberpogroms 1938 in der Sonntagspredigt ein Wort zu sagen, und der sich abwandte und meinte, dies sei nicht seine Sache.

Wir haben nichts davon gewusst. Dazu möchte ich eine Meldung des evangelischen Divisionspfarrers einer Infanteriedivision vorlesen, vom 21.8.1941. Diese Meldung beruht auf dem Bericht eines evangelischen sowie eines katholischen Pfarrers.

«Meldung des evangelischen Divisionspfarrers, Wehrmachtsoberpfarrer Kornmann, an die 295. Infanterie-Division vom 21.8.41. Der 295. Inf.Div. erstattete ich folgende Meldung: Gestern (am 20.8.), gegen 15 Uhr, kamen 2 Kriegspfarrer einer hier liegenden Kriegslazarett-Abteilung zu mir und dem katholischen Kriegspfarrer der Division und berichteten, in der Nähe, etwa 500 m entfernt, befänden sich im oberen Stockwerk eines Hauses etwa 80-90 Kinder, vom Säugling bis in das schulpflichtige Alter hinein, die durch ihr Geschrei und ihr Jammern weithin zu hören seien und, da sie bereits 24 Stunden dort seien, die Nachtruhe in den Nachbarhäusern einquartierter Soldaten empfindlich gestört hätten. Durch diese Soldaten hatten die beiden Kriegspfarrer selbst Kenntnis von der Anwesenheit der Kinder erhalten. — Ich ging mit den beiden Kriegspfarrern und meinem katholischen Kollegen in das betr. Haus und sah die Kinder in 2 kleinen Stuben herumliegen und — sitzen — sie lagen z.T. in ihrem eigenen Unrat —, und es fehlte vor allen Dingen jeder Tropfen Trinkwasser, worunter die Kinder bei der Hitze sehr litten. Ein Mann der ukrainischen Miliz stand unten Posten; von ihm war zu erfahren, es handle sich um Judenkinder, deren Eltern erschossen worden seien. — Bei dem Posten stand eine Gruppe deutscher Soldaten, an einer anderen Hausecke stand eine weitere solche Gruppe, und an beiden Stellen wurde z.T. erregt über das, was hier zu sehen bzw. zu hören war, gesprochen. Da ich es für absolut unerwünscht hielt, wenn solche Dinge sich in breitester Öffentlichkeit abspielen, erstattete ich Meldung darüber. Die beiden Kriegspfarrer waren von der Kriegslazarettabt. 4/607 und hießen Wilczek (evang.) und Tewes (kath.). Kornmann, Wehrmachtsoberpfarrer.».

Dieser Text ist interessant, weil aus ihm hervorgeht, was Menschen, die im Osten Dienst taten, gewusst haben, davon waren Heerespfarrer nicht ausgenommen.

Das Jahr 1943 ist durch die systematische Ausrottung der Juden im deutschen Machtbereich gekennzeichnet. Es waren eine Reihe von mutigen Katholiken, welche ständig Rom wissen liessen, was mit den Juden geschah. An erster Stelle muss hier der vorher erwähnte Vertreter des Vatikans in Bratislava genannt werden, Msgr. Burzio, der bereits 1942 nach Rom gemeldet hatte, die Juden gingen einem sicheren Tod entgegen. Natürlich gab es nicht nur Judenretter in der römischen Kurie. Der tapfere Bischof von Berlin, von Preysing, schrieb Pius XII., was ihm der Nuntius in Berlin, Msgr. Orsenigo, sinngemäß mitgeteilt habe: Caritas sei gut und schön, die höchste Caritas sei, der Kirche keine Schwierigkeiten zu machen. Preysing schreibt zu einer

derartigen Haltung an den Papst: «Ich befürchte grosse Schädigung der kirchlichen Interessen durch solche Auffassungen und Äusserungen des Vertreters Eurer Heiligkeit». In den vatikanischen Aktenpublikationen ist vom Todeslager Treblinka die Rede und vom Gas, durch welches die Juden ermordet wurden.

Im Oktoberheft 1980 der «Stimmen der Zeit» behandelt Pater Ludwig Volk unser Thema. Als in München die Judendeportationen vor aller Augen die Bevölkerung beunruhigen, wendet sich Kardinal Faulhaber an den Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Bertram, der antwortet, bei der Virulenz nationalsozialistischen Judenhasses sehe er für Vorstellungen nicht die kleinste Erfolgsschance. Der Nuntius Orsenigo hatte bereits Mitte Februar 1942 Kardinal Bertram persönlich Nachrichten über Massenerschiessungen der nach Osten Deportierten gebracht. Wahrscheinlich hatte er diese von Frau Dr. Sommer vom Hilfswerk beim bischöflichen Ordinariat Berlin erhalten. Erst als im November 1942 ein Gesetz drohte, nach welchem sogennante «rassische Mischehen» zwangsgeschieden werden sollten, protestierte Kardinal Bertram bei den Behörden. Dieser Protest sowie die Belagerung des Berliner Deportationszentrums durch die sogenannten «arischen» Frauen, im März 1943 ein mutiger Widerstandsakt, den man nicht oft genug erwähnen kann, ergaben die Freilassung der bereits inhaftierten jüdischen Männer. Erst am 19. August 1943, als in Deutschland bereits alle greifbaren Juden deportiert waren, entschloss sich die Bischofskonferenz zu einem Hirtenwort über den Dekalog, wo mitgeteilt wurde, dass «Tötung in sich schlecht» ist, «auch wenn sie angeblich im Interesse des Gemeinwohls verübt würde». In diesem Zusammenhang werden neben den «geistesschwachen» auch «Menschen fremder Rassen und Abstammung» genannt. Das Wort «Jude» ist tabu.

Pater Volk zeigt in seiner Studie auf, dass es dem Berliner Bischof nicht gelang, Kardinal Bertram zu einem Protest in Sachen Judendeportation zu bewegen. «Dass er sich dem zur Enttäuschung der Eingeweihten fürs erste entzog, rückt seine Ablehnungsgründe unter den Verdacht der Ausflucht», schreibt Pater Volk. Offensichtlich wollte der Kardinal, so meint Volk, mit einem Protest oder einer Eingabe nicht an das innerste Reizzentrum der NS-Ideologie röhren. Erst am 17.11.1943 schrieb der Vorsitzende der Bischofskonferenz an Himmler. Aber zu dem Zeitpunkt waren viele der Deportierten gerade auch aus Deutschland bereits ermordet. Am 29.1.1944 verurteilt Kardinal Bertram die Aussonderung der Mischlinge, «an deren Ende die Ausmerzung droht». Obwohl Breslau in Schlesien lag, also in der gleichen Provinz wie Auschwitz, und der Kardinal von allen Bischöfen örtlich am nächsten wohnte, sucht er nicht, sich in irgendeiner Weise damit zu befassen.

Pater Volk schreibt zu diesem Vorgehen: «In der Tat liegt ein echter und beklagenswerter Unterschied darin, dass den Juden in ihrer Bedrängnis kein zweiter Bischof Galen erstanden ist. Denn Wirkung hatten die kirchlichen Proteste gegen Euthanasiemorde erst von dem Augenblick an gezeigt, als sie nicht mehr nur intern vorgebracht, sondern in die Öffentlichkeit getragen wurden».

Richtig ist zunächst, dass wenn Proteste erfolgten, sie in einem internen Briefwechsel geschahen, die Bevölkerung davon also nichts erfuhr. Im übrigen wurde äusserst vorsichtig formuliert, und von «Ausrottung der Juden» niemals gesprochen, obwohl Hitler selbst diesen Terminus wiederholt öffentlich in Reden benutzte. Im Jahre 1942, auf dem Höhepunkt der Mordtaten, verwendete er diesen Terminus nicht weniger als fünfmal.

Überhaupt fällt in kirchlichen Verlautbarungen nicht der Terminus «Jude». Kardinal Frings spricht am 25.12.1943 von denen, die «einer fremden Rasse» angehören, die nicht getötet werden dürfen, und am 13.2.1944 heisst es, «Dass niemand seiner Güter oder gar seines Lebens beraubt werde, der unschuldig ist, etwa deshalb, weil er einer fremden Rasse angehört. Das kann nur als ein himmelschreiendes Unrecht bezeichnet werden». Als der Kölner Erzbischof diese mutigen Worte im Februar 1944 sprach, waren die meisten Juden, zumindest die aus Deutschland Deportierten, bereits tot. Als am 9./10. November 1938 die Synagogen angezündet wurden, und Tausende von jüdischen Menschen in die Konzentrationslager kamen, hat kein Bischof öffentlich von einem «himmelschreienden Unrecht» gesprochen, das hat sich dann später bitter gerächt.

Auch Burkhard van Schewick, Kath. Kirche und nationalsoz. Rassenpolitik (Kirche, Katholiken und Nationalsoz. 1980, S. 83ff) kommt zu ähnlichen Urteilen wie Pater Volk. «Wenn sich die Bischöfe auch bezüglich der Zwangssterilisierung exponierten, und verschiedentlich die nationalsoz. Rassenlehre öffentlich verurteilten, so blieb der „flammende Protest“ gegen die Diskriminierung und Entrechtung der jüdischen Bürger doch aus. Selbst die Nürnberger Rassengesetze, die 1935 eine deutliche Verschärfung der Judenverfolgung einleiteten, haben zunächst zu keinem unmissverständlichen Einspruch geführt». (S. 89). «Auch die Novemberpogrome von 1938... die zum erstenmal seit 1933 wieder reichsweit offenen Terror gegen Juden brachte, haben zu keiner Änderung dieser Haltung geführt...» (S. 91). Ende des Zitats. Van Schewick weist darauf hin, dass man ab Frühjahr 1942 gewusst hat, ein erheblicher Teil der Deportierten würde ausgerottet. In Bischof Bernings Notizen findet sich unter dem 5.2.1942 die Vermutung, es bestehe wohl der Plan, «die Juden ganz auszurotten» (S. 97). «Wenn man auf Seiten der Kirche auch nicht die ganze Wahrheit kannte, so wusste man doch, dass die Deportation für unzählige Menschen den Tod bedeutete ... Diese Aussagen

zur systematischen Judenermordung blieben jedoch, vergleicht man sie mit dem Einsatz der Bischöfe gegen die "Euthanasie" vorsichtig und abstrakt». (S. 98). Schewick versucht die Gründe aufzuzählen, die zur Haltung der Bischöfe in der Judenfrage geführt haben: 1. Unsicherheit über das Ausmass der Verbrechen, 2. Furcht, durch energisches Auftreten die Dinge noch zu verschlimmern, 3. Resignation hinsichtlich der Möglichkeiten irgendeiner Einflussnahme, 4. Sorge, angesichts der bevorstehenden Niederlage Deutschlands im Kriege, Objekt einer neuen «Dolchstoss-Legende» zu werden. Wir halten diese Argumente subjektiv für richtig, objektiv für nicht stichhaltig. Spätestens im Jahre 1942 hätte man sich durch deutsche Soldaten, die im Urlaub heimkamen oder in Lazaretten lagen, direkt oder indirekt, Kenntnisse vom wahren Geschehen verschaffen können. Offenbar wollte man es nicht allzu genau wissen. Dass die Bischöfe gerade in der Judensache Furcht hatten, ist unbestritten, aber man hätte wohl doch versuchen müssen, nachdem man sich dass Wissen vom Massenmord beschafft hatte, alles zu tun, um wenigstens Katholiken davon abzuschrecken, an diesen Verbrechen teilzunehmen. Mit der Resignation der Bischöfe hat die SS offenbar gerechnet. Aber gerade angesichts der Erfolge beim Einstellen der Euthanasiemorde wäre Resignation das letzte gewesen, was die Haltung der Bischöfe hätte bestimmen sollen. Schliesslich, wo es um das Leben von Millionen von Menschen geht, hätten politische Spekulationen wie die von der «Dolchstosslegende» zurücktreten müssen. Wir teilen die Meinung von Schewick, dass solche Erwägungen tatsächlich eine Rolle gespielt haben, aber die Juden mussten dafür mit ihrem Leben zahlen. Es ist allerdings verständlich, dass die Bischöfe sich im Krieg für die Juden nicht exponiert haben, wenn sie es vorher auch nicht getan haben, als bereits genug Verbrechen an den Juden verübt worden waren: Die systematische Ausplünderung der Juden, ihre Vertreibung, der Pogrom von 1938/39. Das alles hatte man gewusst. Angesichts dieses Schweigens der Kirche konnten die NS-Verbrecher ziemlich sicher sein, dass sie mit den Juden alles tun könnten, ohne dass nennenswerter Widerstand seitens der Kirche erwachsen würde. 30 Jahre später haben Teile der kath. Kirche diesen ganzen Komplex klarsichtig erkannt, wenn es im Würzburger Synoden-Dokument von 1975 wie folgt heisst: «Wir sind das Land, dessen jüngste politische Geschichte von dem Versuch verfinstert ist, das jüdische Volk systematisch auszurotten. Und wir waren in dieser Zeit des Nationalsozialismus, trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen und Gruppen, aufs Ganze gesehen doch eine kirchliche Gemeinschaft, die zu sehr mit dem Rücken zum Schicksal dieses verfolgten jüdischen Volkes weiterlebte, deren Blick sich zu stark von der Bedrohung ihrer eigenen Institutionen fixieren liess und die zu den an Juden und Judentum verübten Verbrechen geschwiegen hat. Viele sind dabei aus nackter Lebensangst schuldig geworden...». Hinter diese Erklärung sollte man nicht mehr zurückkommen, sie

ist von der Synode angenommen worden, wenngleich auch versucht wird, sie zu verdrängen oder durch anderes zu übertünchen oder dagegen zu polemisiern. Diese aufrichtige Erklärung der Synode sollte stehen bleiben, sie ehrt die Kirche.

In diesem Zusammenhang sind nun eine Reihe von Thesen aufgestellt worden: 1. Die Katholiken hätten trotz vorhandener Ressentiments gegen Juden dennoch nicht Hitler und sein Antisemitismusprogramm gewählt. Dieser Satz ist richtig, müsste aber dahingehend modifiziert werden, dass viele Katholiken keinen direkten Anstoss an der Judenfeindschaft der Nazis genommen haben. Man wollte sich zwar das Alte Testament nicht rauben lassen, die zeitgenössischen Juden hingegen blieben ohne Interesse. Zitat: «Damals zerriss der Vorhang im Tempel auf Sion und damit der Bund zwischen dem Herrn und seinem Volk. Die Tochter Sion erhielt den Scheidebrief, und seitdem wandert der ewige Ahasver ruhelos über die Erde ... Diese Bücher sind nicht von Juden verfasst, sie sind vom Geiste Gottes eingegeben und darum Gotteswort und Gottesbücher ... Abneigung gegen Juden von heute darf nicht auf die Bücher des vorchristlichen Judentums übertragen werden». (Judentum, Christentum, Germanentum, Adventspredigten von Kardinal Faulhaber 1933, S. 10ff.) Pater Volk (Stimmen der Zeit, 3. H. 1966, S. 185) bemerkt dazu: «Wenn er seine staatsbürgerliche Ehrenhaftigkeit mit dem Argument verteidigt, nichts zur heutigen Judenfrage in der konkreten Situation, also gegen den nationalsozialistischen Antisemitismus, gesagt zu haben, so enthüllte das den Grad seiner Bereitwilligkeit, das Gebot wohlwollender Neutralität gegenüber der Parteidoktrin im allgemeinen unter die Loyalitätspflichten im weitesten Sinne aufzunehmen».

Damit hatte man allerdings die zeitgenössischen Juden den Kirchenfeinden preisgegeben, für seine eigene Religion jedoch das AT zu retten gesucht. Kein Wort von der Zusammengehörigkeit von Juden und Christen, sondern es erfolgte die geistliche, die theologische Enterbung des Judentums in einem Augenblick, in welchem die Solidarität mit den Juden christliche Liebespflicht gewesen wäre. Diese alte Pseudotheologie lässt sich so skizzieren: Die Kirche ist das wahre Israel, die Juden haben keine Geschichte mehr, weil sie keine Heilsgeschichte mehr besitzen. Die Geschichte der Juden sei zu Ende. Das sind Bausteine, die der Eliminierung der Juden den Weg bereitet haben, indem die geistigen Abwehrkräfte des katholischen Volkes geschwächt wurden. Wir sind weit davon entfernt, den Rassenhass der Nationalsozialisten mit dem Antijudaismus der spätmittelalterlichen Kirche gleichzusetzen. Dieser hat aber dazu beigetragen, die Solidarität der Verfolgten zu durchbrechen; die Kirche hatte sich ja spätestens seit 1936 als Verfolgte betrachtet.

In diesem Sinne hat die Landessynode der evangelischen Landeskirche in Baden am 3. Mai 1984 folgendes festgestellt: «Durch Jahrhunderte wurde

christliche Theologie, kirchliche Predigt, Unterweisung und kirchliches Handeln immer wieder von der Vorstellung belastet, das jüdische Volk sei von Gott verworfen. Dieser christliche Antijudaismus wurde zu einer der Wurzeln des Antisemitismus. Deshalb bekennen wir betroffen die Mitverantwortung und Schuld der Christenheit in Deutschland am Holocaust».

Ein weiteres Argument lautet: Die antijüdische Mentalität der Katholiken habe allein religiöse und soziale Wurzeln gehabt. Gegen Juden sei vor allem polemisiert worden, sofern sie liberale, antichristliche Politik mitgetragen hätten. Genau diese Behauptung wird z.B. durch die erwähnte Äußerung von Kardinal Faulhaber deutlich dementiert, wenn er die theologische Enterbung der Juden weiterhin postuliert.

Der Antijudaismus der Kirche ist nicht mit dem Rassismus der Nationalsozialisten identisch, aber der Antijudaismus der Kirche hat eine mögliche Immunisierung gegen die Judenfeindschaft des NS-Regimes verhindert. Es ist hier wenig sinnvoll, Zitate anzuhäufen, in denen deutsche Bischöfe gerade in Zeiten, wo eine Solidarität mit den Juden notwendig gewesen wäre, sich ausdrücklich von ihnen theologisch distanzierten, wenn auch in Form des Antijudaismus: Etwa im Hirtenbrief von Erzbischof Gröber 1939 sowie von Bischof Hilfrich von Limburg, ebenfalls 1939. Das jüdische Volk sei des Gottesmordes schuldig und stehe seit dem Tage der Kreuzigung unter einem Fluche. Trotz solcher vereinzelter Entgleisungen hat die katholische Kirche jedoch den Rassegedanken verneint, was von den Nationalsozialisten mit Bitterkeit vermerkt wurde. (J. Roth, die Katholische Kirche und die Judenfrage, Forschung der Judenfrage, Bd. 4, 1940, S. 163ff.).

Rudolf Lill kommt nach sorgfältiger Analyse (Rengstorff-Kortzfleisch, Kirche und Synagoge II, S. 408) bei der Prüfung der in der Weimarer Zeit neu aufgelegten repräsentativen katholischen Enzyklopädien: Staatslexikon der Görresgesellschaft, Lex. für Theologie und Kirche, Der Große Herder zum folgenden Ergebnis: «Darin kommt die schon früher aufgewiesene Ambivalenz zum Ausdruck, welche die Haltung der Mehrheit der deutschen Katholiken bis ins Dritte Reich bestimmt haben dürfte. Vom radikalen Antisemitismus hielten sie sich fern, den Verständigungswillen einer langsam erstarkenden Minderheit machten sie sich aber nicht zueigen». Gleichzeitig ist ständig vom «modernen-jüdischen Liberalismus» und seinen «zersetzenden» Wirkungen in Wirtschaft und Kultur die Rede. Ausdrücke wie «Weltplutokratie» und «Weltbolschewismus» werden auf Juden angewendet, und in diesem Zusammenhang ist von den dunklen Zügen «der vom Heimatboden vertriebenen jüdischen Volksseele» die Rede.

Man darf, wie erwähnt, Katholiken nicht zu Pionieren des Rassismus stempeln, wird aber sagen müssen, dass der vom Rassismus zu trennende tra-

ditionelle Antijudaismus die Abwehrkräfte der Katholiken gegen die nazistische Judenfeindschaft erheblich geschwächt hat. So schreibt der katholische Historiker Victor Conzemius: «Die Ursache dieser Haltung ist nicht wie man vordergündig gemeint hat, darin zu suchen, dass die Bischöfe auf die Wahrung katholischer Interessen (Schulen, Verbände) bedacht waren. Von grösserer Tragweite war, dass eine formaljuristische Sicht der Vorgänge ausserhalb des kirchlichen Raumes (Aushöhlung des Rechtsstaates, Perversion der Gesetzgebung, staatliche Willkür) den Horizont der Hierarchie einengte. Erst mit zunehmender Verrohung des öffentlichen Lebens weitete sich die Verantwortung auf den bedrohten Mitmenschen, gleich welcher Rasse und Konfession, aus. Im besonderen Fall der Judenverfolgung wirkte ein unter Christen weit verbreiteter Antisemitismus nach; Abwehrreflexe waren nur bei einer kleinen Minderheit entwickelt».

Juden und Katholiken waren geistig und menschlich zu weit entfernt, als dass sich eine Solidarität angesichts der Judenverfolgungen aufdrängte. Die alte Judenfeindschaft hatte innerhalb der Kirche mögliche Abwehrmechanismen geschwächt. Da schon früh die fragwürdige Koexistenz zwischen Kirche und NS-Staat ein Ende nahm, und zunehmend mehr kirchliche Institutionen ins Schussfeld der Nationalsozialisten gerieten, wandte sich die kirchliche Abwehr dem Erhalten der eigenen Existenz zu, was im übrigen immer schwieriger wurde, je mehr sich der totalitäre Staat festigen konnte, und das politische Klima für alle NS-Gegner rauher wurde. Die anfängliche Anpassung einer Reihe von Katholiken hat sich dabei nicht ausgezahlt, denn der NS-Staat blieb kirchenfeindlich und zeigte diese Haltung auch zunehmend mehr. Trotz dieser kirchenfeindlichen Haltung der NS-Machthaber fand eine Solidarität mit der verfolgten jüdischen Minderheit nicht statt. Dies ist umso bedauerlicher, weil das Kirchenvolk seiner kirchlichen Führung im Weltanschauungskampf um das Wertesystem in der grossen Mehrheit gefolgt ist. Gleichwohl hat die Kirche den Träger der Staatsgewalt auch im totalitären Regime akzeptiert und ihm als legale Obrigkeit gehorcht. Das Ja zum Staat und das Nein zum Regime ist eine der Ursachen für dieses eigentümliche Schwanken: Geistige Abwehr nach innen und Gehorsam nach aussen, mit all den tragischen Folgen, die das Wertesystem nicht unberührt liessen. Mit dem Terminus der «Gruppenräson» allein war man dem Phänomen der mangelnden Solidarität mit den Juden nicht gerecht, wenngleich es gewiss auch eine Rolle gespielt hat. Damit ist gemeint, dass sich Katholiken als geschlossene, eigene Gruppe betrachteten, die durch Eintreten für andere nicht belastet werden sollte. Das war früher nicht immer so: Der bedeutende Zentrumsführer Ludwig Windthorst ist 1880 im Reichstag dem Antisemitismus wie folgt entgegengetreten: «Keine Judenhetze, aber auch keine Christenhetze, und vor allem auch nicht eine Katholikenhetze». Hier hat der Solidaritätseffekt funktioniert, ohne dass die eigene Gruppe belastet worden wäre,

im Gegenteil. Freilich, das haben wir hinzuzufügen, kämpfte Windthorst im Kaiserreich und nicht im totalitären Verbrecherregime.

Die verfolgten katholischen Nichtarier liess man allerdings nicht im Stich, 10.350 konnten über den Raphaelsverein, einer katholischen Hilfsorganisation, auswandern. Dass es nicht mehr waren, ist nicht die Schuld der katholischen Institutionen, sondern des Auslandes und der NS-Behörden. Selbst die vom Vatikan angeforderten brasilianischen Visen konnten nicht voll ausgegeben werden, um nur ein Beispiel zu nennen. Das Ausland versperrte sich nicht nur den Juden, sondern auch den Katholiken jüdischer Abstammung. Individuell haben Katholiken so geholfen, wie andere, etwa Protestanten, Sozialisten und Kommunisten in Deutschland, jedenfalls kaum mehr als andere. Eine Priorität einer einzigen Gruppe angesichts der Judenthilfe zeigt sich nicht. Ludwig Volk ist zuzustimmen, wenn er für Kardinal Bertram (und das gilt sicher auch für andere Bischöfe) sagt: «In seinem vom Kulturkampferleben geprägten Amtsverständnis hatte die Aufrechterhaltung der Sakramentenspendung und die Pfarrseelsorge absoluten Vorrang vor anderen Bischofspflichten, im konkreten Fall dem öffentlichen Eintreten für die personalen Grundrechte... Gegen den Meinungsdruck eines Grosssteils der Bevölkerung, den die Aufdeckung der Untaten des Regimes allerdings erst hätte hervorbringen müssen, waren die Machthaber keineswegs unempfindlich...» (Kleine deutsche Kirchengeschichte, 1980, S.125). So war also die Haltung angesichts der Judendeportation kleinmütig und furchtsam. Man interessierte sich wenig für die Juden, wollte jedoch Mischehen und Mischlinge nicht gefährden, und fürchtete laute Stellungnahmen. Der Dekalog-Hirtenbrief vom Herbst 1943 kam nicht nur zu spät, sondern war auch inhaltlich nicht gerade stark. Auch hier blieb das Wort «Jude» tabu. Es war von den Nationalsozialisten derart negativ belastet, und zudem von Hitler in den Jahren seit 1939 immer mit dem Wort «ausrotten» verbunden worden, dass man selbst das Aussprechen des Wortes «Jude» nicht mehr zu wagen schien.

Die Wurzel allen Unheils war und blieb für Hitler und seine Anhänger das Judentum. Deshalb trafen sein Hass und sein rasender Vernichtungswillen zuerst die Juden. Aber je länger umso mehr trat dahinter das Christentum als eine durch und durch «jüdische Erfindung» auf. So hing die jüdische und die christliche Frage im NS-Staat viel enger zusammen als den christlichen Kirchen je bewusst gewesen ist. Nur der Untergang Hitlers hat verhindert, dass den Christen dafür gewaltsam die Augen geöffnet wurden.

Das 2. vatikanische Konzil hat theologische und menschliche Konsequenzen aus dem Scheitern gezogen. Papst Johannes Paul II stammt aus Krakau, das nicht weit von Auschwitz entfernt liegt. Er selbst hat daher ein Verständnis gezeigt, das nur jemand haben kann, der nicht apologetisch ar-

gumentiert, sondern mit Verfolgten mitleidet. Das kommt zum Ausdruck, wenn er 1980 in Mainz sagte: «Dabei geht es nicht nur um die Berichtigung einer falschen religiösen Sicht des Judentums, welche die Verkennungen und Verfolgungen im Lauf der Geschichte zum Teil mitverursachte, sondern vor allem um den Dialog...».

Und an anderer Stelle spricht der Papst mit Bezug auf die Erklärung der deutschen Bischöfe über die gemeinsamen Aufgaben: «Juden und Christen sind als Söhne Abrahams berufen, Segen für die Welt zu sein, indem sie sich gemeinsam für den Frieden und die Gerechtigkeit unter allen Menschen und Völkern einsetzen ... mit der Bereitschaft zu den Opfern, die dieses hohe Ziel erfordern mag...».

Hier klingen neue Töne an. Seit dem Konzil haben Juden und Katholiken miteinander einen guten Weg begonnen, auf dem wir zwar die Last aus der Vergangenheit mittragen, aber diese verwandeln zum Segen für Juden und Christen.